

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 34. Bromberg, den 11. Februar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(18. Fortsetzung.) ———

Overhoff begann unter den Blättern zu suchen. Er stand über den Tisch geneigt. Darauf hatte Niemann gewartet. Er fuhr dem andern von hinten an die Gurgel. Er packte sicher zu. Der Griff war eisern.

Nach der ersten Überraschung machte Overhoff vergebliche Anstrengungen, um sich zu befreien. Er war unter der Wucht von Niemanns Sprung in die Knie gesunken. Sein Kopf lag auf der Tischplatte. Niemann saß ihm auf dem Rücken, er ließ den Griff nicht locker, preßte mit immer größerer Kraft. Bis das Opfer zu röcheln begann. Bis es an allen Gliedern krampfhaft zuckte. Bis es nicht mehr röchelte, noch zuckte. Nun mußte es genug sein. Keine Gefahr, daß Overhoff jetzt noch zum Leben erwachte. Niemann ließ los. Der Körper sank zu Boden.

In einem Ausbruch irrsinniger Zärtlichkeit kniete Niemann nieder und streichelte dem Ermordeten die Wangen. Ihn überkam eine heiße Fruede, daß alles so und nicht anders war.

Und welches Entzücken nun, als er erkannte, daß jener nicht umsonst gestorben war: letzte und günstigste Gelegenheit, dem Schicksal „Beobachter" zu entgehen! Nicht, indem man sich ihm plump und mit untauglichen Mitteln entgegenstellte, nicht im Kampf, sondern einmal auf die Weise, daß man sich um das Vorbestimmte herumdrückte. Das bot bessere Aussichten auf Erfolg.

Er und der Ermordete waren doch Vettern, Vettern, die einander sehr ähnelten. Wenn er also mit Overhoffs Brieftasche, Personalangaben und den sonstigen sieben Sachen tauschte, war der Tote Kurt Niemann, der dann wahrheitsgemäß gestorben war, und er selbst von heute an einfach Wilhelm Overhoff.

Niemann war von dieser Lösung so begeistert, daß er keine Schwierigkeiten der Durchführung sah. Er begann Overhoffs Taschen zu leeren, dann leerte er seine eigenen und tauschte die Dinge um. Er steckte den Siegelring an den Finger des Toten. Beim Scheckbuch angelangt, hielt er inne: ob er nicht einige Formulare entnehmen soll? Doch mit einem fröhlichen Lachen sagte er sich, daß er, Overhoff, nunmehr Niemanns einziger Erbe sei.

„Mein eigener Erbe! Prachtvoller Spaß!" sagte er laut. So, mein Lieber, ich werde dich auf mein Bett legen. Komm, komm! Du bist gar nicht so schwer, wie ich dachte. Da liegst du nun — die Augen zu —, und schläfst. Warte, als Overhoff trugst du die Haare aus der Stirn gekämmt, als Niemann hast du einen Scheitel. So!"

Mit fieberglänzenden Augen betrachtete er sein Werk. Die Vollkommenheit! Wenn er nicht wüßte, daß er im Grunde doch Kurt Niemann ist, so müßte er sich für Overhoff halten. Wer anders sollte er denn sein, da doch die Stelle Niemanns so vortrefflich aufgefüllt war?

Und er wollte ein Übriges tun. Er selbst würde es sein, der die Nachricht vom Tode Kurt Niemanns in die Redaktion des „Beobachters" brachte.

Er hatte Humor. Er sparte sich jede stilistische Anstrengung. Er mußte nichts andres tun, als die schon gedruckte Meldung kopieren. Er machte der Zeitung dieses Kompliment. Es sollte alles so sein, wie sie es wünschte.

Niemann schrieb:

„Soeben ist der bekannte Finanzier Kurt Niemann —", und endete mit dem Satze:

„Der Verstorbene war unverheiratet und kinderlos."

Er war noch nie in der Redaktion seiner Zeitung gewesen. Und nun ging er dorthin, wo der „Beobachter" hergestellt wurde. Er war neugierig. Vielleicht — so weit wagte er nur ganz insgeheim zu denken —, vielleicht ließ sich sogar wegen des noch ausständigen zweiten Halbjahres etwas machen.

Niemann freute sich auf die Begegnung mit dem Schicksal. Sie hatten sich manchmal nicht miteinander vertragen, aber das waren bedeutungslose Zwischenfälle gewesen. Und von heute an würden sie wieder gute Freunde sein.

Draußen versperrte er auch die Tür, die durchs Badezimmer führte. Er schlich sich mit den Zehenspitzen die Treppen hinab und aus dem Hause. Es war Abend geworden. Die Dienerschaft schien bei der Mahlzeit zu sein, denn er begegnete keinem Menschen. Gut so! Keiner brauchte zu sehen, daß Herr Overhoff einen dringenden Weg antrat.

19. Kapitel.

„Fabelhaft schön! Und die Gegend ist so ruhig. Schlafen denn die guten Leute schon? Man könnte ihnen allen die Gurgel abschneiden. Sie merken nichts von einer Veränderung und schlafen in das nächste Leben hinüber. Aber dazu fehlt es mir jetzt an Zeit, später! Erst habe ich einen wichtigen Spaziergang zu erledigen."

Er fuhr in die Westentasche.

„Keine Zigaretten — wie ist das möglich?"

Da fiel ihm ein ,daß er doch Vetter Overhoff war. Und Vetter Overhoff war Nichtraucher. Der passionierte Raucher Niemann lag daheim.

„Er ist bekanntlich eines plötzlichen Todes gestorben. Aber, wohin will ich eigentlich? Ich wollte wohl in einer bestimmten Richtung gehen. Wenn ich nicht Kehrt mache, komme ich in eine westliche Strömung. Von Beelitzhof bis zur Landungsstelle ist es ein Katzensprung. Wenn ein Dampfer untergeht, entstehen gefährliche Wirbel. Wernheimer hat eine Segeljacht. Die Dolnia hat ein neues Sportkostüm. Berlin hat fünfhundert Millionen Einwohner. Nein, ich muß den Kurs ändern. Alle seine Aktien sind gefallen. Die Börse ist überhaupt abgeschafft.

Da — ein lauter Krach! Zitternd lehnte sich der Spaziergänger an einen Baum. Jetzt hörte er den Lärm näherkommen und hatte keine Angst mehr. Ein Auto, das stadtwärts fuhr. Er erinnerte sich, daß er die falsche Richtung eingeschlagen hatte und rief den Chauffeur an.

„Wohin?"

Er ließ das unhandliche Zeitungspaket, das ihn schon im Gehen gestört hatte, auf den Sitz fallen. Nun war er wieder ganz klar. „Zur Redaktion! Zu welcher? Zum „Beobachter" selbstverständlich!"

Er wollte schon erklären, daß es nur eine Zeitung gebe — und er, Overhoff, sei ihr Prophet, unterdrückte jedoch diese Bemerkung noch zur rechten Zeit. Bei dem in der Welt herrschenden Mißtrauen, gepaart mit Unwissenheit, hielt ihn der Mann am Ende für verrückt.

Das taktmäßige Knattern und Puffen der Zylinder brachte ihn auf eine gute Idee. Über die Schuldfrage konnte kein Zweifel bestehen.

„Alles kommt daher, daß der alte Kasten keinen Explosionsmotor hatte."

Er schlug den raschen Rhythmus mit dem Fuß.

Was übrigens Niemann betraf, so hatte der auch sein Teil weg. Der Teufel hatte ihm den Kragen umgedreht.

„Na, mir kann's recht sein. Ich bin der Erbe der Zigarettendose."

Als dann der Wagen hielt:

„Alles dunkel? Verdammte Bummelei! Es muß doch irgendwer Dienst machen!"

„Bei 'nem Mittagsblatt nich nötig daß die Redakteure bis spät nachts da sind", meinte der Chauffeur.

„Aber was mach' ich denn nun bloß?" klagte der Fahrgast. „Eine so wichtige Information — und kein Redakteur da, dem ich sie geben könnte! Was soll ich jetzt anfangen?"

„Wenn es so pressant ist, könn' Se ja den Torwart 'rausläuten und dann sind Se die Sache los."

„Wohin denken Sie!" wehrte der andere entsetzt ab. „Streng vertraulich! Das muß ich persönlich abgeben."

Er beglich die Taxe und wollte schon weggehen, als er sich der Zeitungen entsann. Er riß den Packen an sich.

Wie er nun langsam und ziellos schlenderte, hatte er einen lichten Moment. Nach dem Enthusiasmus der letzten Stunden überfiel ihn die grauenhafte Ernüchterung. Plötzlich war ihm klar geworden, was er getan hatte.

Daß sein Vetter draußen in Steglitz von ihm ermordet lag, störte ihn zwar nicht. Der Kerl verdiente nichts Besseres. Aber statt daß der Mörder den Leichnam fürs erste an einen sicheren Ort versteckt hatte, um dann in Ruhe über die bequemste und ungefährlichste Wegschaffsungsweise nachzudenken, hatte er die unsagbar alberne Komödie des Rollenwechsels aufgeführt. So war er in der Tat und unwiderruflich verrückt? Oder war es eine vorübergehende Geistesschwäche gewesen? Genug, er hatte in einem Zustand vollkommenen Schwachsinns gehandelt, als er den Ermordeten auf sein eigenes Bett gelegt und es für möglich gehalten hatte, durch bloßes Auswechseln von Taschentüchern, Füllfedern und Portefeuilles aus Overhoff Niemann und aus Niemann Overhoff zu machen.

Er hätte die Leiche in einen Schrank verbergen können. Später kam der ausgedehnte Garten, die Grotte, die Düngergrube in Betracht. Er wäre von dem Spitzel Overhoff befreit gewesen und hätte ungestört weitergelebt . . .

Hier lachte er so gellend auf, daß sich ein Passant nach ihm umwandte und nach der schlichten Feststellung: „Bei dem is 'ne Schraube locker", wieder von eigenen Sorgen erfüllt, seinen Weg fortsetzte.

„Ungestört weiterleben! Und was ist's mit dem „Beobachter"? Könnte der einmal unrecht haben? Das ist noch nicht dagewesen. Und gerade bei mir sollte er eine Ausnahme machen? Er bringt die Nachrichten über alle und alles drei Monate vorher den Tatsachen entsprechend — und nur meine Notiz sollte eine Falschmeldung sein?"

Wieder begann er irre Reden zu führen. Er hatte gerade noch so viel Selbsterhaltungstrieb, um einem erleuchteten Hotelportal zuzuwanken. Dem Portier machte er den Eindruck eines Betrunkenen, immerhin nach Kleidung und Uhrkette den besten Kreisen angehörenden, der seinen Kanonenrausch ausschlafen wollte. Er ließ Niemann auf sein Zimmer schaffen. Der späte Gast fiel in seinen Kleidern aufs Bett und schlief ein.

Angst vor dem Ende vermischte sich in Niemanns Träumen untrennbar mit der Angst vor der Kriminalpolizei. Man hatte sein Verbrechen — er wußte nicht, worin es eigentlich bestand — bei Morgengrauen entdeckt, und er wurde nun von einer Meute riesiger Bluthunde, die alle das gleiche Gesicht, die blasse Fratze Overhoffs trugen, bis in den Schlaf verfolgt. Er träumte sich auf die Bank eines öffentlichen Parks hingesunken, endlich schlafend, doch die Overhoffs hatten seine Witterung aufgenommen, und er mußte um sein Leben rennen. Immer dasselbe wiederholte sich in dem Traum: die Hetzjagd, die rettende Gartenbank. Schlaf und neue Verfolgung.

Schließlich sagte eine tiefe, heisere Stimme:

„Sobald es tagt, tagt in Steglitz die Mordkommission."

Es war der Zimmerkellner, der sich nach den Frühstückswünschen des Gastes erkundigte. Wie spät? — Zehne durch.

Niemann sprang auf. Er zog den vom Liegen zerknitterten Rock aus.

„Schnell plätten lassen!" befahl er. „Ich habe Eile!" Die Hosen gingen zur Not. „Nein, nichts zu essen. Aber bringen Sie mir einen Whisky — bringen Sie mir gleich die Flasche herauf."

Er stürzte mehrere Gläschen hinunter, denn es stand ihm noch der Gang zur Redaktion bevor, ein Unternehmen, das Mut erforderte. Es war nicht ausgeschlossen, daß die Mordtat schon entdeckt war. Aller Verdacht fiel sofort auf ihn, den Flüchtigen. Vielleicht würde schon nach ihm gefahndet.

Dennoch mußte er zum „Beobachter". Es war sein Wille, dem mächtigen Schicksal gegenüberzustehen, dem es beliebt hatte, sich in Papier und Druckerschwärze zu verkappen. Er wollte den Urheber fassen, nicht um ihm Böses anzutun, bloß um ihn zu fragen, wie das alles gekommen und warum gerade er, der Schwache, Ahnungslose, zu dem Experiment erwählt worden sei.

(Schluß folgt.)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(48. Fortsetzung.)

Die übrigen Pehuenchen hüteten sich, vereinzelt die Verfolgung fortzusetzen, denn nur vereint konnten sie sich halten, wenn je die Gegner noch einen Angriff versuchen sollten. Aber das war jetzt kaum zu fürchten, da der Anstifter dieses Frevels in seinem Blut im Bache lag.

Drei oder vier von Allumapus Leuten waren verwundet worden, zehn oder zwölf der Feinde deckten aber den Boden, und die Verfolger wollten bemerkt haben, daß noch einzelne der Flüchtigen schwer getroffen sein mußten, denn sie hatten im Sattel geschwankt. Die Indianer fingen indessen die herrenlosen Pferde ein, unter denen sie auch des Doktors Tier antrafen, und Allumapu, sich auf eins der Indianerpferde werfend, winkte Irene, ihm zu folgen, und trabte den Weg zurück, den sie eben in solcher Hetze gekommen. Um den Kaziken kümmerte er sich nicht.

Den hatten die Pehuenchen indessen aus dem Bach gezogen. Seine silbernen Sporen, sein silbernes Reitzeug durfte nicht in der Pampas liegen bleiben. Und was mit dem Körper wurde? Bah, die Seinigen mochten kommen und ihn holen, — er war ein Verräter und verdiente keines Häuptlings Grab. Einer der Indianer hatte ihm den roten Mantel abgebunden und sich selber mit großer Befriedigung umgehängt, und Reiwald, noch mit seinem eigenen Tier beschäftigt, gar nicht darauf geachtet. Wie aber der rote Bursche so in allem Stolz und von seinen Kameraden umjubelt, einherstolzierte, fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter, und der Doktor, indem er ihm den Mantel abnahm, sagte:

„Bitte, erlauben Sie einmal; möchten Sie wohl, nicht wahr? Sie rotes Ungeheuer, Sie. Auch noch? Nein, der ist konfisziert. Und wie sie ihn zugerichtet haben! Löcher drin, — blutig und wie aus dem Wasser gezogen. Kommen Sie einmal her, junger Mensch und bringen Sie mir mein Pferd da herüber."

Die Pehuenchen lachten, ließen aber den Deutschen gewähren, brachten ihm auch sein Pferd, denn die Pantomime war deutlich genug gewesen, und die Fremden hatten

ihnen doch mit ihren Feuerwaffen Respekt eingeflößt. Aber jetzt drängten sie auch zurück zu den Ihrigen, ein Bote war schon gekommen, um sie abzurufen. Nur noch an Lassos und Bolas sammelnd, was umherlag, jagten sie jetzt mit sechs oder acht erbeuteten Tieren zurück zur Lagune.

Wer aber schildert die Seligkeit des alten Mannes, als er sein ihm zum zweitenmal wiedergegebenes Kind aufs neue an sein Herz drücken durfte! Wie dankte er den Freunden, die ihn mit eigener Gefahr so wacker geschützt vor dem neuen Verderben. Allumapu lehnte sein Verdienst zwar bescheiden ab und versicherte Cruzado, sie würden den Räuber ohne des Deutschen Dazwischenkunft nie eingeholt haben, aber er hatte doch den Feind unschädlich gemacht. Auch Reiwald reichte die junge Chilenin errötend die Hand, und dankte ihm mit lieben Worten.

Allumapu drängte jetzt selber zum Aufbruch. Die Wolkenstreifen am Himmel zeigten sich immer drohender, und je früher sie auf der andern Seite den Witchi-Leufu passierten, desto besser. Rasch war ihr Zug geordnet; keiner fühlte das Bedürfnis, in diesem wilden Landstrich länger zu weilen, wo noch allein die Kette der Kordilleren zwischen ihnen und Sicherheit und Ruhe lag, — fort! Der junge Indianer, der wirklich entschlossen schien, seine Schutzbefohlenen nicht eher zu verlassen, ehe er sie jeder Gefahr der Steppe enthoben wußte, setzte sich an die Spitze des Zuges, den sie ein weites Stück hinauf in die Berge führten. So weit sich diese noch offen zeigten, begleitete er sie mit den Seinen, und nur erst wo ein enges Tal begann, und damit jede Möglichkeit abgeschnitten war, daß sie noch von irgendeinem Streifzug des versprengten Trupps belästigt werden konnten, — hielt er an.

So scheu er sich bis dahin von dem jungen lieblichen Wesen zurückgehalten hatte, das jetzt an der Spitze des Zuges neben dem Vater ritt, nun lenkte er sein Pferd gerade auf sie zu, und ihr die Hand entgegenstreckend, in die sie vertrauend die ihre legte, sagte er herzlich:

„Leb wohl, weiße Frau! Dein Pfad ist jetzt sicher, und wir kehren in unsere Steppe zurück. Allumapu aber hat dir nie vergessen, wie lieb und gut du mit ihm gewesen, als er gefangen in deines Vaters Hütte lag. Was dich betroffen, ich vermochte nicht es von dir abzuwenden, oder ich hätte es getan. Lebe wohl! Möge die Sonne auf deinen Pfad scheinen, und wenn du der schönen Pampas gedenkst, tue es nicht allein in Zorn und Haß. Glaube, daß du auch Freunde hast, die dir Gutes wünschen. Leb wohl!" — Und ohne eine Antwort von ihr abzuwarten, ließ er ihre Hand los, warf sein Pferd herum und sprengte, in voller Flucht, von seinem ganzen Schwarm gefolgt, in das Tal zurück.

Cruzado hatte indes von dem alten Chilenen, — der ihn schon reich für seine Dienste belohnt und ihm noch außerdem alle die Pferde gelassen, die er nicht mehr brauchte, — Abschied genommen und hielt noch neben Meier.

„Don Carlos", sagte er, ihm die Hand schüttelnd, — „Ihr geht jetzt nach Chile zurück, aber — habt acht auf Euch! Wenn sie Euch erwischen . . ."

„Cruzado, alter Junge", sagte Meier, „sie haben mich schon, aber — wer weiß, und — grüßt mir alle noch einmal. Lebt wohl, Gott behüte Euch!" Damit nickte er ihm freundlich zu und folgte der kleinen Kavalkade den Pfad hinauf.

30. Der Rückmarsch.

Die Indianer waren den Reisenden nicht mehr gefährlich, denn hätten sie wirklich noch Böses beabsichtigt, so würden sie es doch nie gewagt haben, den mit Feuerwaffen versehenen Fremden in diesen engen, steinigen Pässe zu folgen. Nur das Wetter konnte ihnen noch die Bahn verlegen, wenn es ihnen nicht wenigstens noch vierundzwanzig Stunden günstig blieb. Säumen durften sie freilich nicht, und so die gute Zeit benutzend, wanderten sie rüstig vorwärts. Alle waren guter Dinge — nur Meier saß still und schwermütig im Sattel. Aber er antwortete auf keine Fragen, oder wich wenigstens aus, klagte über Kopfschmerzen und Rheumatismus, und wehrte alle solange von sich ab, bis man ihn endlich zufrieden ließ.

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr erreichten sie den höchsten Punkt des Passes, aber hier schien es auch, als ob der Regen nur so lange gewartet hätte, bis sie wieder unter die Bäume kämen. Von dem Augenblick an, wo sie niederstiegen, umzog sich der Himmel schwärzer und schwärzer, und gegen Abend fing es sogar tüchtig an zu gießen. Aber es war nur die erste Meldung des kommenden; denn in der Nacht blieb es ziemlich trocken, und daß sie jetzt kein Gras unter den Hufen ihrer Pferde wachsen ließen, läßt sich denken. Unaufhaltsam trieben sie vorwärts, und als es am nächsten Tage wieder aus allen Kräften zu schütten anfing, hatten sie den schwierigsten Teil des Weges passiert. Ehe das Wasser von den Bergen herunter konnte, lag der Witchi-Leufu hinter ihnen, denn seine Mündung ließ sich im schlimmsten Falle auch durch die Mayhue-Lagune umgehen.

Diese Nacht beschlossen sie wieder beim alten Kaziken Kajunante zu kampieren, der an dem Abend wieder schwer betrunken war. Er erkannte seine Gäste gar nicht, freute sich aber am nächsten Morgen nicht wenig, als er ihrer ansichtig wurde und ihre Abenteuer erfuhr. Daß sie schon heute wieder aufbrechen wollten, wies er als undenkbar zurück; es ließ sich auch kaum begreifen, daß jemand keine Zeit zum Ausruhen haben könne. Was war Zeit eigentlich? Nichts als ein leerer, unermeßlicher Begriff, — ein Ozean, in dem die Menschen umherschwammen, — Zeit wie Wasser im Überfluß. Nichtsdestoweniger wurde die Abreise auf zehn Uhr morgens festgesetzt, da ausgesandte Boten bestätigten, der Witchi-Leufu sowohl als der Pilian-Leufu seien noch passierbar, würden es aber wahrscheinlich, da der Regen anhielt, gegen Abend nicht mehr sein.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde brachen sie auf. Der Übergang über den Fluß war schwierig und nicht ohne Gefahr, doch kamen sie noch glücklich hinüber. Von hier aus wurde der Weg besser, und sie konnten dann und wann nebeneinander reiten.

„Nun sagen Sie mir nur einmal, Meier," fragte Reiwald den Deutschen, als sie Seite an Seite dahintrabten, „was war denn das für eine Geschichte mit der chilenischen Polizei, die Sie damals hatten? Ich glaube nämlich, daß wir derselben nur die Freude Ihrer angenehmen Begleitung verdanken. Wie kommt es, daß Sie sich jetzt wieder in des Löwen Rachen wagen?"

„Bah", sagte Meier, „mit der Polizei war es gar nichts, nur mit der Zollwache, und daran ist nur meine schwache Gesundheit schuld, — ich kann keine versteuerten Zigarren vertragen, sie sind mir zu stark. Aber hol's der Henker, es ist niemand imstande, mir etwas zu beweisen, nur Verdacht haben sie, und da Cruzado an der andern Seite geblieben ist, müssen sie mich wohl auch ungeschoren lassen. Übrigens," setzte er langsam hinzu, „werde ich ihnen nicht lange vor der Nase herumlaufen. Ehe sie sich besinnen, — bitte, welches Datum schreiben wir heute?"

„Ja, da fragen Sie mich zuviel," lachte Reiwald. „In den Pampas habe ich meine ganze Rechnung verloren; aber warten Sie, der Doktor führt genaues Buch über alles; der muß es wissen. Doktor, welches Datum haben wir heute?" — Er bog sich dabei nach dem hinter ihnen reitenden Doktor zurück.

„Müssen Sie es genau wissen?" fragte dieser, ein kleines Buch aus der Tasche nehmend.

„Ich bitte."

„Sonnabend, den 16. Juni, vormittags zwölf einhalb Uhr. Es muß gleich Essenszeit sein."

„Bueno," nickte Meier vor sich hin, „das stimmt."

„Was?"

„O, nichts, — ich dachte nur so." Die Unterhaltung war abgebrochen, denn der Weg schlängelte sich wieder an einem Hang hinauf und wurde so schmal, daß sie einzeln hintereinander reiten mußten. Glücklich passierten sie alle bösen Stellen, die ihnen das hohe Wasser noch bereitete, und erreichten am dritten Tag von da ab, nach Dunkelwerden, Valdivia. An dieser kleinen Verzögerung war aber nur Meier schuld, der eins der Packtiere von einer der hier zahlreichen kleinen Brücken in das Wasser hinabfallen ließ, und dann darauf bestand, daß alles abgeladen und nachgesehen wurde.

(Schluß folgt.)

Lampenfieber.

Interessantes von Karl Waldemar.

In allen Ländern kennt man das Lampenfieber. Am schädlichsten grassiert es unter Rednern und beim Theater. Wie mancher Cicero hatte sich seine Rede so hübsch einstudiert, zu Hause in seinem trauten Heim! Nun steht er in dem großen Raum, er sieht die vielen Köpfe und verliert dabei den eigenen. Er wird verwirrt, bleibt stecken — Lampenfieber. Selbst prominente Bühnenkünstler werden diese Krankheit häufig bis an das Ende ihrer Laufbahn nicht los. Sie ist mit ihrem Innersten verwachsen. Auch ist es sonderbar, daß sie bei älteren Schauspielern ausgeprägter als bei den jungen in die Erscheinung tritt. Am gefährlichsten tritt sie bei Premieren auf. Entgleisungen durch sie sind an der Tagesordnung. Bei Wiederholungen bessert sich der Zustand des Patienten. Gewohnheit ist die beste Medizin für Lampenfieber. Trotzdem gab es Bühnenkünstlerinnen, denen sie zum Fluch geworden ist.

Die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen adoptierte einst eine junge Malerstochter wegen ihrer musikalischen Talente. Sie ließ das Mädchen im Gesang ausbilden. Nach jahrelangem Studium in Wien am Konservatorium gelangte die Sängerin zu ihrem ersten Auftreten am Stadttheater in Leipzig. Es war in der Oper „Nachtlager von Granada". Die Proben hatten hoffnungsvoll und vielversprechend begonnen. Der Abend der Vorstellung kam heran. Das Theater war ausverkauft. Die hohe Gönnerin der Novize saß in der ersten Loge. Alles ging gut, bis die junge Debütantin an die Reihe kam. Sie betrat die Bühne und brachte keine Silbe heraus! Wenigstens nicht in Übereinstimmung mit dem Orchester. Derartig wurde sie vom Lampenfieber ergriffen. Beim Anblick des tausendköpfigen Ungeheuers „Publikum" versagte alles, was auf den Proben so angenehm bestochen hatte. Nur mit „Hangen und Bangen in schwebender Pein" gelang es ihr, die Partie zu Ende zu — singen, wenn man so sagen soll. Es war ein Fiasko ohnegleichen.

Sie machte hiernach noch auf anderen Bühnen schüchterne Versuche — immer mit dem gleichen Mißerfolge. Die Angst wich auf der Bühne nicht von ihrer Seite. Dagegen konnte sie später auf einem anderen Gebiete reichlich Lorbeer ernten, denn sie war keine andere, als die so bekannt gewordene Romanschriftstellerin Eugenie Marlitt!

Nicht ganz so schlimm stand es um das Debut von Agnes Sorma, einer der größten deutschen Schauspielerinnen. Sie spielte — damals noch blutjung — das „Kätchen von Heilbronn". Vor Angst blieben ihr die meisten Sätze im Halse stecken. Ja, schließlich hätte sogar der Vorhang fallen müssen, wäre nicht ihr Held und Beschützer in diesem ritterlichen Schauspiel, der Graf Wetter von Strahl, so galant gewesen, die meisten Worte von ihr mitzureden, so daß er eigentlich zwei Rollen spielte. Die Sorma lachte später oft über dieses Mißgeschick.

Dem größten englischen Tragöden, Henry Irving, ging es ähnlich. Am Morgen der Vorstellung von Shakespeares „Richard III." erkrankte unerwartet der Darsteller der Titelrolle. Irving — der am gleichen Theater als Anfänger kleine Rollen spielte — hatte den bösen Richard eifrig studiert und erbot sich, für den unpäßlichen Kollegen einzuspringen. Die Probe fiel über alles Erwarten günstig aus. Hier ließ er alle Register seines bedeutenden Talentes glitzernd spielen, denn nun winkte das so heiß ersehnte Ziel! — Doch als der Abend kam, überfiel ihn ein derartiges Angstgefühl, daß sich seine Gedanken verwirrten. Als sich der Vorhang hob und Richard seinen Monolog begann „Nun ward der Winter unseres Mißvergnügens —", klang sein sonst so metallisches Organ plötzlich heiser, geradezu blechern. Das machte ihn bestürzt — bald wußte er nicht mehr weiter. Er hört den Souffleur nicht mehr und vermochte nicht mehr zu denken. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Gebrochen wankte er hinter die Kulissen. Der Vorhang mußte wieder fallen. — Nach einer Weile trat der Regisseur vor die Gardine und bat das Publikum um Nachsicht für Henry Irving, der die Titelrolle plötzlich übernommen und nicht genügend Zeit zur Vorbereitung hatte.

Dann begann das Spiel noch einmal. Irving suggerierte sich eine feste Wand an Stelle des offenen Vorhangs, bildete sich ein, es sei kein Publikum vorhanden und — siegte! Sein eiserner Wille trug über das verwünschte Lampenfieber den Triumph davon. Es war genial zu nennen. Er verkörperte den dämonischen Bösewicht mit solcher Größe, daß er alles um sich her mit sich fortriß. Wie ein Sturmwind brach sein Genie sich Bahn. Irving wurde Englands größter Schauspieler und erhielt den Ritter-Titel.

Nie hat eine Sängerin von Rang mehr unter dem Lampenfieber zu leiden gehabt als Jenny Lind, die schwedische Nachtigall. Sie war im vorigen Jahrhundert der leuchtendste Stern am Opernhimmel. Mehr als zwölf Millionen Mark hat sich diese Nachtigall in einer achtmonatigen Tournée durch die Vereinigten Staaten mit ihrer Kunst ersungen und damit den Rekord bis heute erreicht. Und doch zog sie sich schon sehr früh ins Privatleben zurück, weil sie den ewigen Kampf mit der sie zur Verzweiflung treibenden Angst vor jedem Auftreten nicht länger auf sich nehmen wollte!

Vor dem Weltkriege zitterten Schauspieler oder Sänger oft, wenn eine Hoheit oder Seine Majestät selbst im Theater saß. Sie wagten kaum den Blick zur Loge. Selbst ausgereifteste Bühnenkünstler überfiel in solchen Fällen oft das Lampenfieber. Aber es gab auch hierin Ausnahmen. Als man an Talma, den berühmtesten Heldendarsteller der „Comédie française" einmal die Frage richtete, ob er bei seinem Spiele vor Napoleon, dem Hofe, ja in Erfurt vor einem ganzen Parterre von Königen, niemals Befangenheit empfinde, antwortete er lachend: „Larifari! Die Bühne ist mein Reich — in diesem bin ich selbst ein König."

Der geniale Joseph Kainz erwiderte auf die gleiche Frage: „Wenn ich auf den Brettern stehe, bin ich nicht bei dem König — der König ist bei mir zu Gast."

Nun hat das Lampenfieber aber auch noch eine Schwester. Neben der Verwirrung, die es erzeugt, verursacht sie „überflüssige Aufregung." So war Caruso gezwungen, nach jedem Akt sein Hemd zu wechseln, denn er fühlte sich in Schweiß gebadet.

Aus ähnlichem Anlaß pflegte Rubinstein bei jedem seiner Konzerte Dutzende von Taschentüchern zu benutzen. Der gottbegnadete Matkowsky endlich mußte in klassischen Stücken häufig sein Kostüm austauschen, weil es den Eindruck machte, als sei es ins Wasser gefallen.

Der originellste Fall trug sich bei einer sächsischen Schmiere zu, wo die Souffleuse erkrankt war. Der Thespiskarrenschieber erklärte: „Gutt Schtrambach! Nu dann wird där Don Carlos äben ohne Souffleur gespielt." Gesagt — getan. Die Schauspieler schlössen ein Kompromiß, sich gegenseitig auszuhelfen, wenn sie nicht weiter konnten. Das war nicht einfach, denn sie alle hatten sich zu sehr an den Souffleur gewöhnt. — Der Abend kam. Sie spielten alles andere — nur nicht Schiller. Die Aufregung veränderte den Text in geradezu haarsträubender Weise. Beim dritten Akte angelangt, legte Marquis Posa dem finsteren Herrscher Spaniens, Philipp II., sein Glaubensbekenntnis ab. Plötzlich fiel ihm der Schluß davon nicht ein. Dreimal begann er: „O gäben Sie — — gäben Sie — — — o gäben Sie — — —" Immer aufgeregter, konnte er das richtige Wort nicht finden. Doch König Philipp half ihm aus der Patsche: „Ach so", — grunzte er — „Sie meinen — Gedankenfreiheit! Ei ja — mei Gutester, die sull'n Se haben! — Nu — warum haben Se däs nich gleich gesagt?"

In diesem Augenblick hatte sich Schiller im Grabe herumgedreht.

Lustige Rundschau



* **Im Tran.** „Warum stehen Sie schon seit einer halben Stunde vor dem Zebra?" — „Ich ergrüble den Zusammenhang der Dinge. Ist es schwarz und hat weiße Streifen, oder ist es weiß und hat schwarze Streifen?"

*

* **Rückkehr vom Ball.** Schutzmann: „Wissen Sie nicht, daß Sie sich ruhig zu verhalten haben, wenn Sie nach Hause gehen?" — Der Betrunkene: „Jawoll — aber wer sagt Ihnen denn, daß wir nach Hause gehen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg